Zeitschrift: Das Werk : Architektur und Kunst = L'oeuvre : architecture et art

Band: 46 (1959)

Heft: 6: Landhäuser

Rubrik: Tribüne

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der kleine Kommentar

Vom Kochlöffel zum Kalabreser Korb

Wie jeder gute Schweizer hat auch der Kommentator einen Apriltag in der schweizerischen Mustermesse verbracht und sich von der eidgenössischen Leistungsschau beeindrucken lassen. In der Baumesse war nicht wesentlich Neues zu sehen, höchstens daß der Trend zur farbigen Architektur der Baumaterialienbranche neue Möglichkeiten eröffnet im Vertrieb von farbigen Balkongeländern, Brüstungen, Bodenbelägen, Handläufen und Wellplatten. Die «Lignum» versucht in der Werbung für das Holz neue Wege zu beschreiten, indem sie dem Besucher zuerst in einer Schreckenskammer die Angst vor dem Atomzeitalter einjagt, um ihm nachher lächelnd das Wohnen in Holz als Gegenmittel zu empfehlen. Die seltsame Alternative wird beim Schweizer ihre Wirkung sicher nicht verfehlen, hingegen kann man über die gezeigte Verwendung des Holzes und die Gestaltung der Inneneinrichtungen geteilter Meinung sein; das Holz ist doch immerhin in den letzten Jahren vom Chaletbau weg zu einem modernen Baustoff geworden.

Als gestalterisch interessierter moderner Mensch hat der Kommentator auch dem Tempel der «Guten Form» einige stille Minuten gewidmet und sich an den Kochlöffeln, Zylindervasen und am roten Heizkessel ergötzt. Die Produktformung hat in Qualität und Weitschichtigkeit einen beachtlichen Stand erreicht. Ein modernes Brautpaar besitzt heute die Möglichkeit, den neuen Hausstand ganz mit Gegenständen einzurichten, die die rote Etikette tragen. Stühle, Kochherde, Vorhänge, ja sogar Kinderwagen können im Laden «Zur guten Form» eingekauft werden. Und da es heute so viel moderne und vom guten Willen beseelte Brautpaare gibt, werden sicher unzählige Wohnungen im Zeichen der guten Form eingerichtet. Damit wäre eigentlich das lang erstrebte Ziel erreicht, und wir könnten uns darüber freuen. So ganz wohl ist es uns bei der Sache jedoch nicht, und wir fragen uns, ob den oben erwähnten Paaren in ihrer Wohnung so wohl ist. Sie werden bald einmal sehen, daß es außer der guten Form noch anderes braucht, sie werden in einer der zahlreichen Boutiques einen Korb aus Kalabrien, eine Negerplastik aus dem Kongo oder Bauerngeschirr aus Italien einkaufen und das Mobiliar durch Tessiner Stühle ergänzen. Und die ganz modernen Architekten suchen sich ihr Mobiliar im Brockenhaus.

Liegt der Fehler nun bei der «Guten Form»? Sicher nicht. Die prämiierten Gegenstände sind zum größten Teil untadelig in ihrer Gestaltung, sie sind gut geformt! Was ihnen fehlt, ist höchstens ein gewisses Leben, eine Beseeltheit und jene Ausstrahlung, die wir dann im Kalabreser Korb und im Tessiner Stuhl finden. Hier liegt der wesentliche Unterschied zwischen der «Guten Form» und der «Schönen Form».

Soll der Werkbund, nachdem er nun das Ziel weitgehend erreicht hat, seine Aktion einstellen, oder soll er das Postulat der «Schönen Form» auf sein Banner schreiben und in Zukunft Kalabreser Körbe prämiieren? Wo liegt der Grund zum Unbehagen um die «Gute Form», das in der «Weltwoche» schon letztes Jahr aufgegriffen wurde und das bei der diesjährigen Ausstellung unter Fachkreisen noch stärker spürbar wurde? Hat der Werkbund sein Parteiprogramm zu revidieren, und wird ihm dies gelingen, oder muß er als allgemein anerkannte, sanktionierte und subventionierte Institution zum Formdepartement der Landesbehörde werden? Es sind dies Fragen, die die Werkbündler und ihre Leiter selber am meisten beschäftigen und auf die sich der Kommentator keine Antwort anmaßt.

Das Teilproblem der «Guten Form» an der Mustermesse ist jedoch etwas einfacher zu beantworten. Die Ausstellung der prämiierten Gegenstände besitzt heute nicht mehr den Charakter des erregend Neuen und Modernen, da ihr Postulat weitgehend zum Allgemeingut geworden ist. Oft wirken die Firmenstände der verschiedenen Branchen frischer und anregender als die Werkbundschau, und der guten Form begegnet man in allen Hallen, nicht nur beim Werkbund. Dies ist jedoch noch kein Grund, die Aktion aufzuheben, da die Ausstellung immer noch die Aufgabe hat, die Produzenten zur Verbesserung ihrer Produkte anzuregen und die prämiierten Firmen zu belohnen. Hingegen wird die Auswahl für die Auszeichnung immer mehr zum Problem. Denn juriert werden nur die Produkte, die von den Ausstellern angemeldet wurden. Es gibt aber Firmen, die aus verschiedenen Gründen von einer Anmeldung absehen und folglich auch nicht zu Auswahl kommen. Noch größer ist der Kreis der Produzenten und Gestalter, die gar nicht an der Mustermesse vertreten sind, und gerade bei diesen finden sich zum Beispiel auf dem Gebiet der Wohnungseinrichtungen die besten Entwürfe und Modelle. Die ausländischen Produkte, die einen großen Teil des heutigen Warenangebotes bilden, sind von vornherein ausgeschlossen. So kommt es, daß die prämiierten Gegenstände gar nicht die Spitzenprodukte des heutigen Angebotes in der Schweiz bilden, sondern aus einer Auswahl unter sehr beschränkten Bedingungen hervorgehen. Darum sind heute etwa der Feller-Schalter und die Freba-Typenmöbel zum überall demonstrierten Inbegriff für die «Gute Form» geworden und haben dadurch eine Ausnahmestellung bewahrt, die ihnen, im ganzen gesehen, vielleicht doch nicht mehr zukommt. Darum läuft der Begriff der «Guten Form» Gefahr, heute bei den Fachleuten und morgen bei der Käuferschaft an Bedeutung zu verlieren.

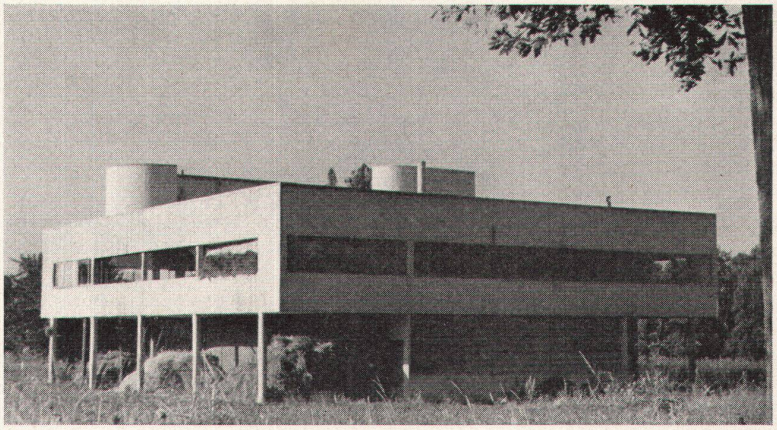
Die Verantwortlichen des Werkbundes müssen sich überlegen, wie der «Guten Form» neues Blut zugeführt werden könnte, wie der Kreis der Auswahl zu erweitern wäre und ob die Aktion zwecks größerer Freiheit überhaupt aus dem Zusammenhang der Mustermesse gelöst werden sollte. Es wäre sicher am einfachsten, im gleichen Sinne weiterzumachen, nachdem alles sich so gut eingespielt hat! Gerade dort liegt aber auch die Gefahr. Vielleicht könnte als erstes die periodische Ausstellung an der Mustermesse auf neuer Grundlage aufgebaut werden, indem nicht nur einzelne mehr oder weniger glückliche Produkte propagiert werden, sondern eine Idee in den Vordergrund gestellt wird. Die materiellen und geistigen Spesen könnten dabei allerdings etwas höher zu stehen kommen; dafür würde die Ausstellung den heutigen Charakter einer Warenhalle verlieren.

Der Kommentator

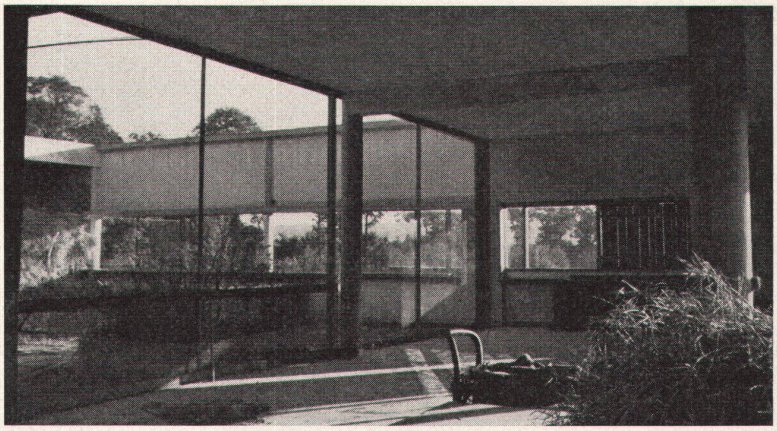
Tribüne

Le Corbusiers «Villa Savoye» ist gerettet

In den Jahren 1929 bis 1931 baute Le Corbusier mit P. Jeanneret für die wohlhabende Familie Savoye in Poissy bei Paris das bekannte Haus auf Stützen mit inneren Rampen und großzügigen Dachterrassen. Dieser Bau gehört zu den räumlich und plastisch eigenwilligsten, stärksten und schönsten Werken des Meisters aus jener Zeit. Während des zweiten Weltkrieges wurde das Haus von seinen Bewohnern verlassen; einzig das Pförtnerhaus blieb bewohnt. Der Garten rundum wurde in landwirtschaftliches Nutzland umgewandelt, das Haus selbst in eine Remise. Der Schreibende besuchte die Stätte im Sommer 1954, und da bot sich ihm das folgende beklemmende Bild: Das Haus war vollkommen verlottert, es war angefüllt mit Heu und Stroh und allerhand Gerümpel.



1



2

1
Auch im Äußeren der 1929–1931 von Le Corbusier erbauten «Villa Savoye» in Poissy hat die Verwendung des Baus als landwirtschaftliche Remise ihre Spuren hinterlassen

2
Die räumliche Konzeption und die klaren Linien der Architektur behaupten sich selbst gegenüber der stärksten Unordnung

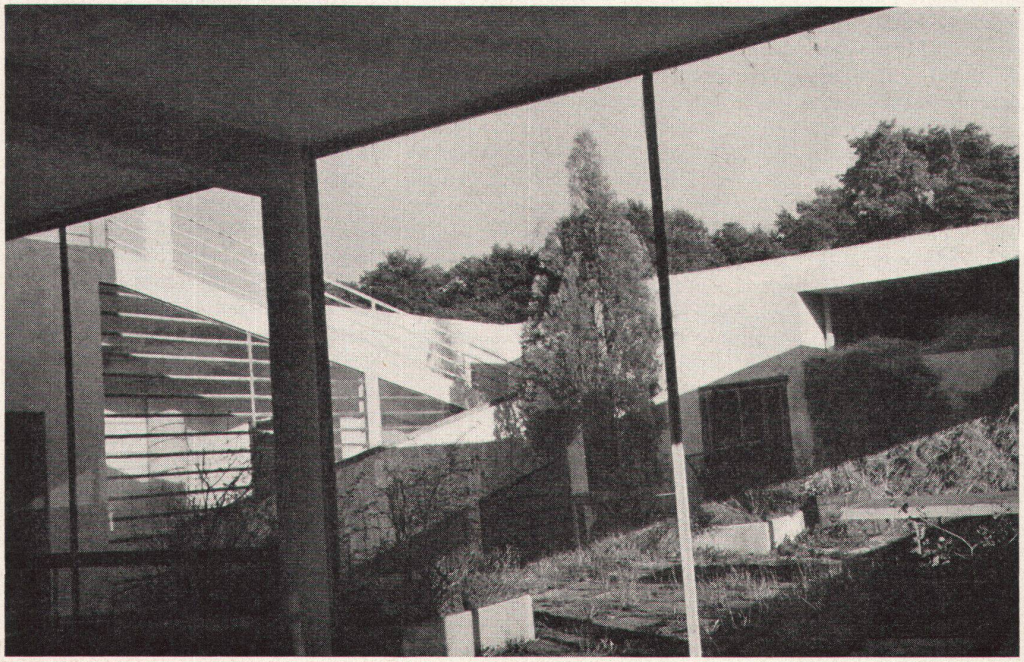
3
Üppige Vegetation und Heuvorräte auf der Terrasse

4
Der heutige Zustand des komfortablen Badezimmers
Photos 1954: B. Korab, Birmingham USA

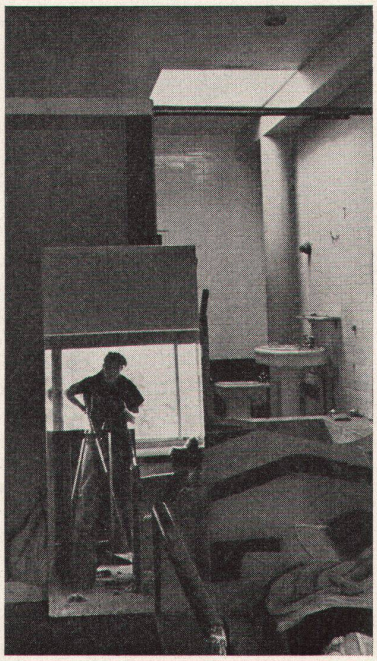
Auf den Terrassen stand hohes Gras und Unkraut; natürlich waren die Eisenteile verrostet und viele Scheiben zerbrochen. Erfreulicherweise aber war die Rohbaukonstruktion noch intakt, ohne Risse. Und das Wichtigste: Die Klarheit und Schönheit der Grundkonzeption und die klingenden Proportionen hatten nichts eingebüßt. Ich dachte unmittelbar an den bekannten Ausspruch von Auguste Perret als Antwort auf die Frage, was echte Architektur sei: «L'architecture est ce qui produit une belle ruine.»

Schon vor etlichen Jahren hatte sich der auch bei uns bekannte amerikanische Architekt und Photograph C. G. Kidder Smith mit dem schönen Plane an seine Freunde gewandt, eine internationale Aktion zur Erhaltung des Hauses zu organisieren. Der Plan mißlang trotz verschiedenen Ansätzen.

Vor wenigen Monaten erfuhr man mit Beklemmung, daß die Liegenschaft «Savoye» von der Gemeinde Poissy expropriiert werden soll, um auf dem Areal nach Beseitigung der Villa ein Schulhaus zu errichten. Kidder Smith trat ohne Zaudern wieder in Aktion und wandte sich zusammen mit verschiedenen Freunden Le Corbusiers von Amerika aus mit einem Aufruf an die Fachwelt, Protestschreiben nach Paris, wenn möglich direkt an den Kultusminister André Malraux, zu richten. Auch der Schreibende tat dies unverzüglich im Namen der Architekturabteilung der ETH und der Schweizer Architekten. Im selben Zeitpunkt wurden ähnliche Aufrufe von dem inzwischen aus Pariser Architekten gebildeten «Comité de sauvetage de la



3



4

Villa Savoye» versandt. Das offizielle Frankreich wurde somit von allen Seiten bestürmt und gebeten, sofortige Schritte zur Erhaltung dieses wichtigen Bauwerkes der modernen Architekturentwicklung unverzüglich einzuleiten. Und siehe da, der Erfolg blieb nicht aus!
Mit einem Schreiben vom 8. April konnte das Pariser Komitee die erfreuliche Mitteilung verbreiten, daß dank dem persönlichen Einsatz von Minister Malraux ein Abkommen zwischen dem Ministerium für Kultur und demjenigen für Erziehung zustande kam, wodurch die Gemeinde Poissy an der Durchführung der Expropriation und Niederlegung des Hauses rechtzeitig verhindert werden konnte. Die Mitglieder des Pariser Komitees freuen sich über diesen Entscheid ganz besonders auch deswegen, weil damit zum erstenmal in der Geschichte der modernen französischen Architektur ein bedeutendes neuzeitliches Bauwerk unter Denkmalschutz gestellt worden ist. Noch nicht abgeklärt ist jedoch die wichtige Frage, was mit der Villa Savoye von nun an geschehen und wer die Mittel zur Renovation und Instandstellung aufbringen soll. Darüber werden wir, sobald das weitere Vorgehen klarliegt, unsere Leser auf dem laufenden halten.

Alfred Roth

Diskussion um Otelfingen und Tapiola

In der Chroniknummer unseres Februarheftes hat sich Fritz Schwarz mit dem Projekt für eine neue Satellitenstadt bei Otelfingen auseinandergesetzt, wobei er unter anderem kritisierte, daß sich die Initianten allzu leicht über die praktischen Gegebenheiten, wie zum Beispiel Kantonsgrenze, Landbesitz, Heranziehung der Industrie und anderes, hinweggesetzt und damit der Idee des modernen Städtebaus weniger gedient hätten als zum Beispiel durch eine realisierte oder realisierbare neue Quartiereinheit. Dieser Artikel hat uns eine Antwort des finnisch-schweizerischen Architekten Paul Bernoulli-Vesterä eingetragen, die wir in unserem Aprilheft veröffentlicht haben. Bernoulli setzte sich für die Idee einer neuen selbständigen Stadt ein und verurteilte dabei die finnische Satellitenstadt Tapiola als eine «verdammte Schlafstadt». Nun ist uns auf diese Stellungnahme ebenfalls eine Antwort eines finnischen Architekten zugegangen, die wir unseren Lesern nicht vorenthalten möchten.
Zur ganzen Diskussion möchten wir noch bemerken, daß sich die Streitenden unseres Erachtens nicht ganz auf der gleichen Ebene begegnen. Sicher sind die Verhältnisse in Zürich und Helsinki nicht in allem vergleichbar. Zürich steht vor der Aufgabe, in den nächsten dreißig Jahren für rund 300000 zusätzliche Einwohner Platz zu schaffen, wobei höchstens rund 70000 Personen noch im heutigen Stadtbereich untergebracht werden können. Aus diesen Gründen muß nach Lösungen im großen gesucht werden. Andererseits ist eine Regionalplanung, die die Grundlage für solche Lösungen bilden kann, erst in den Anfängen begriffen. Fritz Schwarz kritisierte deshalb, daß mit Idealprojekten wie Otelfingen einer sorgfältigen Regionalplanung vorgegriffen werde und andererseits die dringenderen Probleme der gegenwärtig entstehenden Quartiere vernachlässigt werden. In unserer in Vorbereitung befindlichen Sondernummer über das Bauen in Finnland werden wir auch die Satellitenstadt Tapiola zeigen und in diesem Zusammenhang die Probleme dieser Lösung erörtern. *b. h.*

«Leben in der Autoschlange. Es ist ein wunderliches Leben, das wir führen. Seinerzeit zogen unsere Vorväter aus der ländlichen Stille in die Städte. Und jetzt, wo es uns besser geht, da kaufen wir Autos und fliehen aus der Stadt, sobald wir einen freien Tag haben.
Wir wollen zurück aufs Land. Und doch sind wir gezwungen, mehr Zeit und Gedanken aufzuwenden für das Auto, das vor uns fährt, als für die Blumen, die längs des Straßengrabens blühen, und für die Schattierungen in den grünen Wäldern.
Manchmal fährt es durch meine Gedanken, ob nicht das größte Mißlingen unserer Zivilisation in der Lebensform liegt, die durch die großen Städte geschaffen wurde.
Die großen Städte haben eigentlich keine der großen Probleme für uns Menschen gelöst. Sie dehnen sich nur immer mehr aus, vergrößern mehr und mehr den Abstand zwischen Heim und Arbeit, zerstören die Luft und jagen uns in unserer Freizeit die Landstraßen entlang, um etwas ländliche Ruhe und Schönheit zu finden.
Aber es gelingt uns nicht, weit genug hinauszukommen. Wir müssen wieder nach Hause, bevor die Autoschlangen die Heimfahrt zu schwierig machen. Ach ja...» (Margit Nycop in «Damernas Värld», Nr. 29/1958.)

Sie hat wohl recht, diese Schwedin. Sie sind eine merkwürdige Angelegenheit, unsere sogenannten modernen Städte. Wenn man vom Land kommt und ein paar Wochen in einer großen Stadt lebt, dann ist's ja amüsant, spannend, wirklich schön. Wer aber dort sein ganzes Leben zubringt (leben kann man gar nicht mehr sagen), jeden Tag mit der Straßenbahn oder dem Bus 10, 15, 20 Minuten zur Arbeit fährt und ebensolange zurück, oft nur, um dann vier Treppen hoch in einer Wohnung zu hausen, die ein Drittel des Einkommens auffrißt, in die nur im Sommer nachmittags nach fünf die Sonne schnell hineinäugt, wer dann als Ausgleich einen kleinen Schrebergarten sorgfältig bebaut und sich's nicht verdrießen läßt, jeden Sonntag die halbe Stunde hinauszufahren mit dem Fahrrad, um zu gießen – kurz, der Jedermann, der in der zu großen Stadt leben muß, macht sich oft bittere Gedanken über das Stadtleben.
Wann ist eine Stadt zu groß? Wohl dann, wenn eine so unnatürliche Einrichtung wie die Straßenbahn oder der städtische Autobus zur Notwendigkeit wird. Die Not muß also abgewendet werden. – In einer Stadt nach dem Wunschbild von Sir Ebenezer Howard, 30000 bis 50000 Einwohner, da lösen sich so viele Probleme viel leichter als in zu großen Städten; da gibt es keine Verkehrsnot, der man mit tausend Kniffen zu Leibe rücken muß. 100000 Einwohner scheint eine Grenze zu sein, die nie ungestraft überschritten wird.
Warum dies Geschreibsel?
Der Träger eines großen Namens hat an dieser Stelle seinem Namen und einer guten Sache einen schlechten Dienst erwiesen, als er die mit größter Aufopferung, Hingabe und vielem Geschick (wenn auch kaum mit einem dem großen Einsatz entsprechenden Resultat) gebaute Vorstadt von Helsinki, Tapiola, in unpassender Weise verächtlich gemacht hat.
Indessen, das finnische Sprichwort: «Nichts ist so schlecht, daß nicht doch was Gutes dran wäre», gilt auch hier.
Es geht um eine der Hauptfragen des Städtebaus, die Beherrschung der Größe einer Stadt.
Jeder Architekt hat sich mit Städtebau auseinanderzusetzen, abzugeben. Wer immer nur still und ohne zu mucksen sich damit begnügt, eine Baulücke mit einem guten, vielleicht sogar ausgezeichneten Bau auszufüllen, oder seine Häuserzeilen gemäß dem fertigen, von x Behörden gutgeheißenen Stadtplan den Straßen entlang aufreiht, der verdient den verpflichtenden Namen eines Architekten nicht.
So könnte man schließen, daß es ein Hauptanliegen aller Architektenverbände sei, sich vor allem mit *diesem* wichtigen Problem des Städtebaus zu befassen; daß ständige Ausschüsse arbeiten, um unter anderem Ideen wie die von Burckhardt, Kutter und Frisch zu verfolgen und darauf einzugehen, daß Beschlüsse gefaßt werden, daß gehandelt wird...
Man kann nur wünschen, daß die schweizerische Gesellschaft «Neue Stadt» zähe und zielbewußt mit ihrer Arbeit weiterfährt, bis sie wirklich gebaut ist,

diese neue Stadt. Und daß es nicht bei nur einer bleibt! Und daß die Architektenverbände offiziell Kollektivmitglieder dieser Gesellschaft werden. Daß auch in Finnland und Schweden in dieser Richtung die Arbeit aufgenommen wird.

Paavo Vantti, Pori (Finnland)

Persönliches

Richard Bühler zum 80. Geburtstag

Gewiß hat Winterthur in erster Linie Anlaß, zum 80. Geburtstag von Richard Bühler am 28. Mai dieses Mannes in Verehrung und Dankbarkeit zu gedenken. Denn Richard Bühler gehört unter die großen Gestalten, die den Namen dieser Stadt nicht nur als Industriestadt, sondern fast mehr noch als Kunststadt weltbekannt gemacht haben. In einer Zeit, da es in Zürich, Basel, Solothurn, Bern noch keine Sammler der großen europäischen Kunst des 19. Jahrhunderts und der Wende zum 20. gab, sind in Winterthur Oskar Reinhart, Richard Bühler und seine Cousine Hedwig Hahnloser-Bühler bereits am Werk gewesen. Neidvoll blickten wir damals auf diese kleine Stadt und ließen uns von dem – wie uns schien – höchst fruchtbaren Antagonismus erzählen, der zwischen der mehr auf die großen Klassiker der modernen Malerei gerichteten Sammlung Oskar Reinhart und den vor allem den lebenden Künstlern (Bonnard, Vuillard, Renoir, Hodler, Vallotton) zugewandten Sammlungen Hahnloser und Richard Bühler waltete. «Winterthur» ist für uns zu einem festen Begriff und während Jahrzehnten zum Maßstab und zum unerreichbaren Vorbild für ein anspruchsvolles, urteilssicheres Sammeln geworden.

Von Anfang an aber hat dabei in Richard Bühler sich eine Eigenschaft manifestiert, die ihn bis in sein hohes Alter zu einer zentralen Gestalt des schweizerischen Kunstlebens gemacht hat: das Bedürfnis und die Befähigung, über seine private Sphäre hinaus der öffentlichen Kunstpflege sich anzunehmen. Schon als 28Jähriger, im Jahre 1907, ist Richard Bühler in den Vorstand des Kunstvereins Winterthur eingetreten, und während 27 Jahren, von 1912 bis 1939, ist er dessen Präsident gewesen. Im Jahre 1913 hat Richard Bühler mit anderen Winterthurer Kunstfreunden den Galerieverein gegründet und ist ihm bis 1933 vorgestanden. Richard Bühler, der ursprünglich Architekt hatte werden wollen und immer die besondere Fähigkeit des Architekten besessen hat, Sachen und Menschen zu koordinieren, Praktisches und Geistiges zu verbinden, Gegensätzliches zu überbrücken, ist die initiative Kraft beim Bau des Winterthurer Kunstmuseums in den Jahren 1913 bis 1915 gewesen, das lange als vorbildlich galt und das heute noch den «Winterthurer Geist» einer gepflegten Privatsphäre ausstrahlt. Auch dem Schweizerischen Kunstverein, der Dachorganisation der Schweizerischen Kunstgesellschaften, hat Richard Bühler eine Zeitlang als Präsident gedient.

Seine bedeutendste Tätigkeit im gesamtschweizerischen Interesse aber hat Richard Bühler im Schweizerischen Werkbund ausgeübt. Im Jahre 1913 gehörte er mit Alfred Altherr zu den Gründern des Schweizerischen Werkbunds; im Jahre 1916 wurde er Mitglied des Zentralvorstandes des Schweizerischen Werkbunds, und von 1925 bis 1946 war er dessen Zentralpräsident. Neben der unsichtbareren internen Arbeit im Schoße des Zentralvorstandes hat Richard Bühler Jahr für Jahr die öffentlichen Jahresversammlungen des Schweizerischen Werkbunds geleitet. Wenn da seine hohe, noble Gestalt zur Präsidialansprache sich erhob, so wußte man, daß ein Mann zu den Werkbundmitgliedern des ganzen Landes und zu den Gästen, vor allem Behördemitgliedern des Tagungsortes, sprechen werde, dem der Werkbundgedanke nicht eine schöne Soll-Phrase und nicht ein starres Dogma war, sondern eine lebendige Idee, um deren geistige Begründung und um deren praktische Verwirklichung immer neu gerungen werden mußte. Und immer spürte man, daß da ein Mann sprach, der für die Unternehmungen wie für die Unterlassungen des Werkbundes ernsthaft mitverantwortlich zeichnete. Nach der hochgemut gestimmten Gründerzeit war auch der schweizerische Werkbund in den Jahren nach dem ersten Weltkrieg in eine Krise geraten, aus der ihn Mitte der Zwanzigerjahre eine jüngere Generation mit radikaleren, ja radikalsten Forderungen herausriß. Richard Bühler ließ nach innen die Jüngern gewähren, ja er ließ von ihnen sich fruchtbar beunruhigen; nach außen aber sorgte er väterlich dafür, daß die Kluft zwischen lethargischer Öffentlichkeit und radikalerer Jugend keine ruinösen Ausmaße annehme. Und als dann in den Dreißigerjahren die Gegner des Werkbunds auch bei uns Morgenluft witterten und dem Werkbund attestierten, er habe den Omnibus verpaßt, da hat Richard Bühler seine Standfestigkeit erwiesen. Obgleich selber eine völlig unkämpferische Natur, ist er damals dem ihm aufgezwungenen Kampfe nicht ausgewichen. Und als Richard Bühler im Jahre 1946 sein Amt niederlegte, durfte er die Gewißheit haben, daß das Ideengut des Werkbunds intakt geblieben sei. Ich weiß nicht, ob der Schweizerische Werkbund unter einem anderen, weniger öffentlich-angesehenen Zentralpräsidenten die Krise der Dreißigerjahre so gut überstanden hätte. Seither befindet der Werkbund ja eher sich umgekehrt in einer «Krise der Selbstverständlichkeit» seiner Ideen.

Richard Bühler aber hat sich der Öffentlichkeit nicht ganz entzogen. Noch heute gehört er dem Vorstand des Zürcherischen Heimatschutzes an, damit dokumentierend, daß nicht der Werkbund seine Hefte zu revidieren hatte, sondern der Heimatschutz. Und heute noch wirkt Richard Bühler in der Winterthurer Bebauungsplankommission mit. Und endlich – auch als Sammler, vor allem der Graphik Rouaults, ist Richard Bühler bis heute tätig.

Wahrlich – nicht nur die Winterthurer Kunstfreunde und nicht nur die große Schar der Mitglieder des Schweizerischen Werkbundes, sondern die gesamte schweizerische Öffentlichkeit, soweit ihr die künstlerische Kultur unsres Landes am Herzen liegt, haben Anlaß, diesem ausgezeichneten Manne ihren Dank und ihre Glückwünsche darzubringen.

Georg Schmidt

Bauchronik

Projekt für eine Teppichsiedlung in Reinach bei Basel

Bauherrschaft: Theurillat Bau-AG, Basel
Architekten: Ulrich Löw und Theodor Manz SWB, Basel

Die anhaltende Wohnungsknappheit zwingt auch in der Region Basel zur ständigen Schaffung neuen Wohnraumes. Gleichzeitig erlaubt die anhaltende Konjunkturlage immer weitern Kreisen die Erstellung oder den Erwerb eines eigenen Hauses, und so entstehen vor den Toren der Stadt die sich ständig vergrößernden Einfamilienhaus-Landschaften. Der architektonisch-städtebauliche Aspekt dieser Quartiere ist gleichermaßen unbefriedigend, ob es sich um individuelle Einzelhäuser oder um spekulativ erstellte Reihenbauten handelt: im ersten Falle entsteht die bekannte lockere Streusiedlung, im zweiten die monotone Reihung der Zeilen längs den Straßen. Gemeinsam ist beiden Formen das Fehlen jeglichen Zentrums, die vollständige Vereinzelung und Anonymität der Bewohner und ihre Addition zur Masse.